

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-338826](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338826)

meene, die Fraa isch recht, un mir basse zomme, die Schbake hätte uns net besser z'jammetraache kenne."

Die Zuhörer, Assessor Weinborn und Referendar Schuster, waren längst nicht mehr die einzigen, und Doktor Stimmers Stimme hatte sich immer mehr und mehr verstärkt, sodaß sie auch für einen größeren Kreis ausreichte. Die Erzählung hatte nun ihren Höhepunkt überschritten, das Interesse der Zuhörer verlangte aber nun ungeduldig die Lösung.

Doktor Stimmer wischte sich Tränen aus den Augen und stärkte sich mit einem tiefen Schluck „zum Endipurt“ wie er sagte. „Na aber wie bist denn du in diese eheliche Affäre verwickelt worden?“ fragte der Jurist. „Geduld“, fuhr Stimmer weiter, „ich schlendere da so ganz gemütlich auf den erwähnten Zigarrenladen zu, da sehe ich einen Mann mit einem roten Kopf, wie er einer Frau ein paar ganz gefalzene Ohrfeigen herunterhaut. Bei jedem Schlag rennen ein paar Kerle auf die Gruppe zu, und bis ich auch dabei bin, ist es schon ein ganzer Ring von Gassern. Ich schaffe mir Bahn

zu dem ungalanten Ehemann und packe ihn und sage zu den Umstehenden: „Was seid ihr für Trottel! Ihr schaut zu, wie dieser Mann seine Frau verohrfeigt und nehmt ihn nicht — (Doktor Stimmer ersaßte einen Stuhl — und schüttelt ihn — (Doktor Stimmer hob den Stuhl in die Höhe und schüttelte ihn grimmig) —, daß ihm die Ohren wackeln!“ — Auf einmal geht die Frau auf mich los und verteidigt ihren Mann mit den Krallen, daß ich ihn sofort fallen ließ. Ich sah ein, daß ich mich unnötig als Ritter aufgeführt hatte und entschuldigte mich höflich bei dem Mann, der zu der Geschichte ein ganz lustiges Gesicht machte. Ich hatte mich sattfam blamiert, die Männer von Heidelberg lachten helle Scholten, ich wollte mich raschestens wieder davonmachen. Aber das freundliche Männchen ersaßte mich am Arm und ließ mich nicht los, bis ich ihm versprach, ihm in seine Wohnung zu folgen.

Notabene, der Kaffee, den das Mädchen — wie sagt Schiller so schön, — mit rosigen, verschämten Wangen servierte, war ausgezeichnet."



Die Dorfmusikanten.

Don Franz Graf Docci.

Musikanten, Musikanten
Sind wir ja, die wohlbekannten,
Die durch alle Dörfer ziehn.

Wenn wir heut zur Hochzeit dudeln,
Dabei essen Kirchweihnudeln,
Morgen heißt's: Woanders hin!

Lumpen nennt man uns nicht selten,
Ist das nicht ein gräßlich Scholten
Darum, weil wir lustig sind?

Ei, das Geigen und das Blasen
Macht uns freilich rote Nasen,
Und das Wandern bei dem Wind.

Wenn wir einmal anagesungen
Und die Saiten all gesprungen —
Und nicht kommen in dem Jahr,
Geißt's: Wo sind die Musikanten,
Die sibielen, wohlbekannten?
Sind verdurftet etwa gar!

Der Herrenbauer.

Von Kurt Steffen.

Dor sechzig Jahren war's. Die Müller-Loni, ein bildsauberes Mädchen, mit einem Gesicht wie eine auf-gegangene Rosenblüt', lehnte bei der großen Tanne am Waldrand.

Sie hatte sich nach Feierabend fortgeschlichen, um noch eine Weile allein zu sein. Zu ihren Füßen zitterten Arnika im Abendwind, und irgendwo in den Zweigen sang ein Vöglein sein Liebeslied. Loni schlang den Arm um den Stamm und drehte die blühende Wange an die raube Rinde, während ein glückliches Lächeln über ihr Gesicht huschte.

Morgen kam er wieder zurück aus der Stadt, der Herrenbauer. Eine Erbschaftsangelegenheit hatte ihn dort einige Tage festgehalten. Wie sie sich freute auf sein Kommen! Ach, wie schön doch das Leben war!

Ja, der Herrenbauer, das war einer! Nicht nur, daß er einen prächtigen Besitz sein eigen nannte, er war auch der schönste, stolzeste Mann in der ganzen Umgegend. Und eine Art hatte er — gar nicht wie andere Bauern — nun ja, er war eben der Herrenbauer und machte diesem Namen alle Ehre. Früher war er mal draußen gewesen in der Welt, drum war auch seine Art und seine Sprache anders, als die der Dörfler. Dann war der Krieg gekommen, sie hörte noch den Hufschlag des Pferdes, auf dem er mitten in der Nacht vor ihr Vaterhaus galoppierte, den Abschiedsbrief auf die Simse ihres Fensters warf und im Davonreiten ein lautes: „B'hit dich Gott, Loni!“ rief.

Wie hatte sie ihm nachgeweint und gebetet um seine Rückkehr! Und dann war er wieder gekommen, stolzer und stattlicher als zuvor. Sein erster Gang hatte ihn in die Mühle geführt. Waren das zur Wintersonne immer trauliche Abendstunden! Man sah um den grünen Kachelofen, das Spinnrad der Mutter surrte, ihr und der jüngeren Schwester rann das Strohgeflecht nur so durch die Finger und dann erzählte der Herrenbauer von der Welt draußen, von seinen Erlebnissen. Erzählen konnte er wie ein Buch!

Der Vater, ja der hatte nicht viel übrig für den Herrenbauern. „Wer viel schwätzt, tauht nit viel“, pflegte er zu sagen. Aber der Mutter gefiel dessen herrische Art, und auch die Geschwister hingen an ihm, da würde es schon recht werden. Zwar hatte man ihr schon manch' üble Nachrede von ihrem Liebsten zugetragen, aber sie neideten

ihr nur ihr Glück. Das allein war's. Gewiß, er war leicht aufbrausender Art, hatte hitziges Blut, doch das würde alles anders werden, wenn sie erst sein Weib war.

So jann und träumte die Loni hinunter ins Tal. Drunten lag ihr Vaterhaus, und die Mühle klapperte ein lustiges Lied in den traumseligen Abend.

Ein Rächeln schreckte sie auf. Sie wandte den Kopf und tat einen leisen Schrei. Mitten auf dem moosigen Pfad im Schutze der Tannen stand der Herrenbauer, groß und stattlich mit einem tiefschwarzen Vollbart um das männlich-schöne Gesicht, in dem ein Paar feurige Augen brannten.

„Grüß Gott, Loni!“ ein sieghaftes Lächeln lag auf den Zügen des Mannes.

„Sepp, wo kunnst du her.“ Schon stand das Mädchen neben ihm. Wie sie so dastanden voll Kraft und Leben, hätte man sich kaum ein schöneres Paar denken können.

„Bin einen Tag früher kommen, und daheim“ — er schüttelte sich — „bin ich gleich wieder fortgelaufen.“ „Herrschaft, Mädle!“ Heiße Leidenschaft klang durch die Stimme des Bauern — „dich hab' ich wieder mal sehen müssen. Ist ja nimmer zum Aushalten auf unserm Einödhof droben! Kein rechter Dienstoff, schlechtes Essen, das ewige Gebrumm der alten Vies — Loni!“ — er riß das Mädchen an sich — „mein Weib mußt werde und zwar bald! Sonst bei Gott!“ — Ein Keuchen hob die breite Brust des Mannes, und aus den schwarzen Augen brach eine lobende Flamme.

Mit einem kräftigen Ruck war das Mädchen frei. „Vernünftig si Sepp! Du waisch: Der Badder hat immer no seine Bedenke g'ha, un vor er nit 's Zowort git —“

„Ha, ha ha!“ — Ein höhnisches Lachen unterbrach sie — „heirat' ich den alten Dickkopf oder dich?“

Das Mädchen straffte sich hoch auf. Die festen, braunen Fäuste stemmte sie in die Hüften und mit blitzenden Augen fuhr sie ihn an: „Du — loß mei Badder in Ruach, dös duld i nit! No ei so Wort un du besch mi g'hehe!“

„Hex!“ In ehrlicher Bewunderung sah er auf das junge Ding, das in seinem Zorn doppelt schön war. „Ich hab's ja nicht so böß g'meint. Wenn's sein muß, kann ich schon noch ein wenig warte. Du Loni“, seine Stimme hatte schon wieder den berückenden Klang, dem kaum jemand zu widerstehen vermochte. „ich hab' dir was mitgebracht. — Nat' mal was, Mädle!“

Mit einer stolzen Bewegung warf die den Kopf zurück. „I will nichts, Sepp! In dere Beziehung sott'ich mi kenne. B'halt

dei Sach lieber, wenn m'r hirote mitenand, g'hört's doch uns beide, wenn nit, no brucht kein's dem and're ebbis fürhalte oder z'rudgebe."

„Loni!“ — Ein böses Grollen rollte durch den Lann. Doch schon stand das sieghafte Lächeln wieder auf seinem Antlitz. Ein raicher Griff in die Brusttasche, er hielt ein Kästchen in der Hand, ein Druck — der Deckel sprang auf, und auf rotem Samt lag eine prächtige, goldene Uhr.

Vor den Augen der Müllerstochter begann es zu flimmern. So etwas hatte sie noch nie gesehen. — Damals war es noch nicht wie in unsern Tagen, da jede Bauern-dirn eine zierliche Uhr im Armband trägt. — Nur ganz wohlhabende Leute waren im Besitze eines solchen Schmuckstücks. Der Herrenbauer nahm die Uhr heraus und ließ die schwere, kurze Kette wie man sie dazumal im Wieder trug, durch die Finger gleiten. Sei, wie sie funkelte und lockte!

„Wie gefällt sie dir, Loni? Sie ist sehr wertvoll. Grad nur für dich hab ich sie erworben!“ Wie Jubel Klang's in seiner Stimme.

Das Mädchen stand wie mit Blut übergeben da. Ein kurzer, aber heftiger Kampf war in ihr. Sie hatte ihn ja so gern, den Herrenbauern, aber sie hatte auch ihren Stolz, ihren feinen Mädchenstolz und schenken ließ sie sich nichts — auch von ihm nicht.

„A hab' noch nie so was Schön's g'sebe, Sepp, aber — — i will sie nit . . .“

„Was, du willst sie nit?“ Wut sprang aus seinen Augen. Seine Faust drückte Uhr und Kette. Ein feines Mirren war hörbar, das zornsprühende Auge suchte den Felsen, der mit einer Steinplatte dort heute noch den Vorsprung bildet, die Faust hob sich — da flog etwas auf ihn zu und hing sich mit aller Kraft an den erhobenen Arm. Loni hatte, seine Absicht erratend, sich blitzschnell auf ihn gestürzt.

„Laß los! — Hin muß sie sein!“ keuchte er. Ein heftiges Ringen entstand. Doch wie er auch den Arm freizubekommen suchte, der geschmeidige Körper des Mädchens wand und drehte sich, die kräftigen Hände ließen den Arm nicht los.

„Sepp“, bat sie endlich, „sei doch nit so wüest. — Gib mir die Uhr, ich — will sie jetzt — du — du darfst sie nit furtwerfe.“

Und jetzt rannen wahrhaftig ein paar Tränen über das vor kurzem noch so stolze Gesicht. Da war sein Zähzorn auf einmal wie weggeblasen.

„Teufelsmädle!“ stieß er lachend hervor. „Haßt du mir warm g'macht!“

„O Bua, wenn i di nit so gern hätt!“ gab sie ebenfalls lachend zurück, während sie die Tränen wegwischte.

Und dann hing der Herrenbauer seiner Liebsten die goldene Kette mit der Uhr ans Wieder.



An diesem Abend stand die Loni noch lang am Fenster.

An diesem Abend stand die Müller-Loni noch lang am Fenster ihres Kämmerleins. In der einen Hand hielt sie die Uhr, die im Mondschein einen wunderbaren Glanz ausstrahlte, die andere drückte sie auf's wildklopfende Herz. Sie hatte ihn lieb, den Herrenbauer, mochten sie sagen was sie wollten. Daß er gelegentlich ein Glas über den Durst trank und hie und da mal einem anderen Mädle nachguckte, das war einfach nicht wahr. Und wenn es so wäre, sie würde ihn doch heiraten. Wenn sie mal Herrenbüre war, hörte das alles schon von selber auf.

Inzwischen war der Herrenbauer auf dem Heimweg in einem Wirtshaus eingekehrt. Dort saß der neue Ingenieur vom Straßenbau, ein bleicher, verlegt aussehender Mensch mit einem sinnlichen Zug um den Mund.

„Ah, Ihr seid der Herrenbauer“, begann er mit übertriebener Höflichkeit, während ein Lauern in seinen Augen lag. „Was seid Ihr für ein strammer Mann, fast zu schade zu einem Bauern. Endlich mal ein rechter Mensch in dem verflixten Nest. Wirt, ein Liler vom Besten!“

Der Bauer wehrte ab, obwohl die Lobrede des „Studierten“ seinem Ehrgeiz schmeichelte. Er müsse nach Hause und der Weg sei noch weit.

Da mischte sich die Wirtstochter, die Mariann, ein, die schon lange ihre Augen nach dem Herrenbauer verdreht hatte und ob dem Mißerfolg der Müller-Loni spinnenfeind war.

„Gell, heßch halt Angsch, d' Loni finnts erfahre, daß e Stündli länger dog'sesse bißch, als sie dir verlobt hett“, meinte sie ivig, ihn mit spöttischem Blick betrachtend.

Da fuhr die Faust des Herrenbauern auf den Tisch, daß die Gläser hüpfen.

„Was sagst du?“ schrie er sie an. „Zä tu' was ich will, mir hat niemand zu befehlen! Wenn ein Mann wärit, wüßt ich, was

ich mit dir töt, aber —“ und jetzt klang seine Stimme in unjagbarem Spott — „eigentlich hast recht: der Loni könnt' ich schon einen solchen Gefallen tun, ist sie doch das schönste und beste Mädle im Ort!“

Da stürzte die Mariann hinaus und schlug die Lüre krachend hinter sich zu. Der Wirt ging mit zornrotem Kopf hinterdrein. Draußen packte er seine Tochter am Arm und schüttelte sie. „Zhr blödsinnige Wiber-völder! daß 'r au immer euer Mul uffriße müesse, wenn 'r it sotte! Die bescht G'legeheit hett i g'ha, der Herrenbur ans Gus s' fess'le dur d'r neu Inzschenir, jek kunnst du mit dim saudumme G'schwöz un verderbst m'r all's. Wirst m'r au mit Bengel dri, wenn m'r Schpate fange will, ha?“

Das leuchtete der Mariann ein und sie nahm sich vor, ein andermal klüger zu sein.

Inzwischen hatte auch der Herrenbauer gehen wollen. Der Herr Ingenieur aber hatte ihn am Arm genommen und mit outgespielter Herzlichkeit auf den Stuhl gedrückt. „Wer wird sich wegen so einer Bagatelle die gute Laune verderben lassen! So sind die Weiber, jede hat eine andere Berrücktheit, ich kenne das!“

Dann kam auch der Wirt wieder, brummte ein paar verlegene Worte, die wohl eine Entschuldigung für das Verhalten der Tochter sein sollten. Dann kam man ins Gespräch. Man erzählte und trank und machte auch noch ein Spielchen. Als man sich endlich in später Stunde trennte, geschah es unter dem Versprechen, sich bald wieder irgendwo zu treffen. Von da an ging es abwärts mit dem Herrenbauer. War er sonst nur Sonntags ins Wirtshaus gegangen, geschah es jetzt am hellen Werktag, natürlich immer in Begleitung des Ingenieurs, der ihn umgarnte wie eine Spinne ihr Opfer.

Die Loni erfuhr bald von diesen Dingen. Sie bat und beschwor ihren Liebsten, doch auf dem eingeschlagenen Weg umzukehren. Dieser spielte zuerst den Gefränkten, dann gab er zu, ein bißchen leichtsinnig geworden zu sein und schließlich versprach er hoch und teuer Besserung. Und die Loni glaubte ihm. Er blieb auch wirklich der Gesellschaft einige Zeit fern. Der Ingenieur und noch ein paar andere leichte Brüder, die sich inzwischen um ihn geschart hatten, brachten es fertig, ihn wieder an sich zu fesseln. Der Hinweis, daß man nicht schon vor der Hochzeit zum Pantoffelhelden werden dürfe, genügte, den Herrenbauer von seinen guten Vorsätzen abzubringen. Die Wirts-Mariann gab sich seit jenem Abend alle Mühe, den gern gesehenen Gast recht liebenswürdig zu behandeln. Sie war ein lustiges, ausgelassenes Ding und hatte es darauf abgesehen, den Männern die Köpfe zu verdrehen. Und der Wirt rieb sich zufrieden die Hände.

Im Löwen war eine Runde älterer Bürger zusammengelassen. Man plauderte

über die Tagesereignisse. Auf einmal kam das Gespräch auf den Herrenbauer. Da wandte sich der Vasche-Sepp, dessen Gesicht dem eines Raubvogels ähnlich sah, an den Müller, der neben dem Herrn Pfarrer saß, mit der Frage, ob er gestern abend Besuch gehabt hätte. Dieser verneinte.

„I hab halt nu g'meint“, sagte der Fragesteller, „han de Herrebur troffe heut' morge, no hett er g'seit, er hätt sich verschpätet bim e Mädle. No han i halt denkt, er sei bi dir unte g'si“. Ein häßliches Lachen kam aus des Mannes Kehle. Aber niemand stimmte mit ein. Ganz still war's geworden, alle sahen zum Müller hin.

Dieser, ein angesehenener Mann, dem die Ehre seines Hauses über alles ging, jekzte sein Glas hart auf den Tisch. Eine Ader schwoh ihm auf der Stirn. Seine Stimme aber hatte einen ehernen Klang, als er zurückgab:

„In mein'm Haus war d'r Herrebur nit, un d' Loni war dabeim! Ich weiß, wo meine Kinder sin. Dös merk d'r Vasche!“

Dann zahlte er seine Beche und aing mit schwerem Schritt hinaus.

Die Müllerin war erstaunt, als ihr Mann so früh nach Hause kam. Aber jede Frage erstarrte auf ihren Lippen, als sie in das starre Gesicht des Müllers sah.

„Wo ist d' Loni?“ war seine erste Frage. „Sie joll herkunne!“ Die kam, ein fröhliches Lied trillernd, herein.

„Loni!“ Und des Müllers Stimme war Metall — „Dia G'schicht mit 'm Herrebur hört vo heut ab uff, verschtande?“

Mit weiten Augen sah die Loni den Vater an.

„Wa, wa isch — — Vadder?“ kam es endlich aus der zu Tode Erstickenen.

„D'r Herrebur kunnst m'r nimmer über mei Schwell, heich mi jek verschtande? — Er isch en Lump, en liaderliche Kerle! Glaub'ich, ich hab mei Lebtag d' Ehr' hochg'halte, daß so en Raib kumme ka und kann sie in Dred trete?“

„Vadder, glaube doch nit all's, wa d' Lit sage! Er hett m'r jo versprochen.“

„Still, sag ich!“ des Müllers Stimme ichswoll. Wie Donner Schlag ging sie über Loni hin: „Jek isch Schluß! Un jek dir nu keine Klause in Kopf! Soball no eimol mit 'm Herrebur gosch, sin m'r fertig mitenand. No kunnst m'r au du nimmi ins Hus! Jek gang — i will di heut obe nimmi se.“

Da ging die Loni wie eine Nachtwandlerin hinaus.

Der Müller hielt sein Wort, und die Loni fügte sich, wenn auch unter vielen Tränen. Sie packte die goldene Uhr und schickte sie dem Herrenbauer zurück. Der fluchte und tobte und trank einen Rausch nach dem andern. Er hatte sie doch wirklich lieb gehabt, die Loni, das fühlte er erst jetzt so

recht, alles andre war nur Zeitvertreib gewesen. Aber diese Erkenntnis half ihm nichts mehr. Er wußte: mit dem Müller war nicht zu verhandeln, der hatte einen Willen wie Granit.

Nun trieb er es toller als zuvor. Die guten Freunde lachten hinter seinem Rücken. Ja, wenn der Herrenbur in weinseliger Stimmung war, sah ihm das Geld locker in der Tasche, da konnte man nur profitieren.

Drei Jahre später heiratete er — nicht die Mariann — sondern ein Mädchen aus einer Nachbargemeinde, ein sanftes Ding.

Sie hatte kaum einen guten Tag bei ihm. Er war ein jähzorniger, grober Gesell und mißhandelte sie in brutalster Weise. Einmal zog er sie an den Haaren zum Brunnen und goß mit einem Kübel Wasser über die Unglückliche bis der Brunnentrog ausgehüpft war. Kam er mitten in der Nacht betrunken nach Hause, gewöhnlich mit ein paar Zechkumpanen, mußte die Frau Essen und Trinken herbeischaffen und die Wirtin spielen. Oft aber mußte sie vor seinen Wutausbrüchen flüchten, und da hatte sie noch ein einziges Plätzchen, wo er sie nicht fand, das sie aber auch sonst keinem Menschen verriet.

Die Herrenbüre war eine Märtyrin im vollsten Sinne des Wortes. Auch mit dem Gefängnis machte der Bauer Bekanntschaft. Wirtshaus-schlägereien und Kaufhändler aller Art brachten ihn so weit. Eine Zeitlang spielte er auch den Räuberhauptmann als Anführer einer Diebesbande. Heute noch erzählt man sich die tollsten Dinge vom einstigen Herrenbauer.



Die Kinder starben zum Teil im blühenden Alter, die andern zogen in alle Welt hinaus. Der einst so prächtige Hof kam herunter, schließlich verkaufte er ihn und zog weit fort, wo er sich irgendwo ein kleines Gütchen erwarb. Er starb in ärmlichen Verhältnissen.

Der Hof wurde abgebrochen, und wo einst blühende Saaten wogten, steht heute dichter Tannenwald.

Und die Loni? Sie lieferte den besten Beweis, daß ein junger, gesunder Mensch nicht an gebrochenem Herzen stirbt. Einige Jahre nachdem der Herrenhofer geheiratet hatte, folgte sie einem tüchtigen Handwerksmeister, der ein aufstrebendes Geschäft sein eigen nannte, an den Altar. Von ihrem Manne geliebt und von einer blühenden Kinderchar umgeben, lebte sie in alldürftigen Verhältnissen.

Oft aber, wenn das Gespräch auf den Herrenbauer kam, meinte sie:

„Wenn ich Herrenbüre worde wär', wär's am End doch andersich gange.“

Tante Loni lebt heute noch. Auf dem Antlitz des greisen Mütterleins, das noch die Spuren einstiger Schönheit trägt, liegt eine seltene Frische. Auch ihr Geist ist jung geblieben. Wenn sie erzählt aus alten Zeiten, von der heimatlichen Mühle am rauschenden Bach, von den urwüchsigen Gestalten, die da ein- und ausgegangen sind, leuchten ihre Augen in jugendlichem Feuer.

Immer aber redet sie mit Verehrung von ihrem seligen Vater, dem Müller, der ein strenger, aber gerechter Mann gewesen war.

Der Bauer.

Von Stefany Doll.

Er geht durchs Tal mit schwerem Schritt.
Die Heimaterde zittert mit.

Mit rauher, schwielenharter Hand
Lenkt er den Pflug durchs Ackerland.

Die Scholle beb't und stürzt und dampft,
Der Bauer werkt; die Mähre stampft.

Er sät und spannt die Arme weit,
Und träumt von einer bessern Zeit.

Der Wind, der in den Sträuchern steigt,
Ein seines Spottlied herübergeigt.

Der schaffende Bauer hört es nicht,
Er schweigt und geht den Weg der Pflicht.

Und ist's auch ein Tun in Kummer und Not,
Ein herbes Ringen ums tägliche Brot:

Der Schollengeruch im Heimatgrund
Erhält ihm Herz und Seele gesund. —

Aus der Jugend einer alten Glocke.

Plauderei von Gustav Kempf.

In omnem terram sonuit sonus Apostolorum/
obsequio quorum Apostola vocor eorum.

Apostelruf in alle Welt scholl hin /
in deren Dienst heiß ich Apostolin. * 1507 *
(Inschrift der großen Glocke zu Göggingen.)



Sie hatte immer etwas Geheimnisvolles für uns Kinder. Da hing sie droben im wichtigen Turm, keines von uns Kleinen hatte sie noch gesehen, allen aber redete diese Unsichtbare ins empfängliche Gemüt.

Einmal hat uns ein Größerer von ihr erzählt. Alt sei sie, uralt, älter noch als der Glockenturm. Und der sei doch schon 1696 erbaut. Und vergraben sei sie einmal gewesen. Vielhundert Jahr im Boden vergraben, weil man sie habe einmal rauben wollen. Die Schweizer seien es gewesen. Und das sei so zugegangen:

Also die große Glock heiße „Sofanna“ — er sagte aber „Susanna“ — und so läute sie: „Sofanna heiß ich / Den Weg zum Himmel weis' ich / Und wenn man mich läut' / Ich Hagel und alle Wetter vertreib.“

Und immer, wenn die Hagelwolken von Ringgenbach oder vom Ablacher „Emmich“ her ihre grüngelben Fäden drohend ins Land herein hängten, oder ein Gewitter sich in den Talkessel verrannt hatte und nun sich überm Dorf in wilder Wut im Kreise drehte, weil es nicht hinwegkam über die ragende Höhe des „Birkenstocks“, zog der Mesner am Seil der großen Glocke, daß sie die Angst des ganzen Dorfes hinauf läute an den flammenden Himmel und den lieben Gott aufmerksam mache auf die Not seiner Bauern, daß er die zornigen Wolken über den Berg lupfe und sie weiterjage, wobin sei gleich. Ja, und da

seien die Wetter auch allemal grollend abgezogen in die Schweiz, hätten aber dort dann jedesmal ihren Grimm ausgetobt in Hagelschlag und greulichen Wolkenbrüchen. Das hätten die Schweizer mit der Zeit gemerkt, seien zu den Göggingern gekommen und hätten ihnen heilig versprochen, sie wollten ihnen die ganze Glocke mit lauter Silberstücken füllen, wenn man sie ihnen ausliefere. Unsere Vorfahren aber hätten „Nein“ geschüttelt, und da hätten die Schweizer gedroht, sie wollten in Gewalthaufen einbrechen und die Glocke vom Turme werfen. Worauf die Gögginger fürsorglich ihre Glocke heruntergeholt und in die Erde vergraben hätten. So sei sie gelegen vielhundert Jahr.

Wie da unsere Ehrfurcht stieg vor der Uralten! Und dann hat mich der alte Mesner Hirschler einmal mitgenommen auf den Turm. Eben steckte ich da den Strubelkopf mit Herzklopfen durch die Luke in den Glockenstuhl, als ein schwerer Stundenschlag fiel. Bin ich da zusammengefahren! Mir war's richtig, als ob die Alte mich angescholten hätte, weil ich's wagte, in ihr Geheimnis einzudringen. Ganz verdattert war ich.

Später dann als Ministrant hab' ich ein vertrauterer Verhältnis zu ihr bekommen. Und da hat sie mir denn ihr Lebensbuch aufgeschlagen. Zurückhaltend zwar, wie das Leute von altem Adel in ihrem Wesen haben, aber doch so weit, daß ich heute mit nur noch größerer Ehrfurcht ihre Stimme höre. Denn ich weiß nun, wie sehr ihr tönenendes Herz erfüllt ist von den Schicksalen meiner Heimat und meiner lieben Ahnen. Wahr ist's, bei jedem Schlag so einer alten Glocke tönen die Jahrhunderte mit, durch die unser Blut heraufvulsierte in den heutigen Tag, und bauen uns Eintägler hinein in Blutsverbundenheit mit verlebten Generationen und in Verantwortlichkeit für fernste Zukunft. Dunkel ahnt es uns da, wir tragen die Geschichte eines ganzen Volkes, sind mitverantwortlich für Wohl und Wehe von Geschlechtern, die aufsteigen wollen in den Gottestag aus unierem Blut und Geiste.

Unsere große Glocke hat immer einen ganz ernsten Klang. Das wird wohl aus ihrer herben Kindheit ein Erbe sein. Sie ist im Jahre 1507 aus dem Feuer geflossen in der Werkstätte des damals berühmten Glockengießers Nikolaus Oberacker zu Konstanz. In unserer näheren Umgebung hat sie noch ein paar Geschwister, z. B. in Sibratsweiler die große Glocke, auf der geschrieben steht: „Sofanna heiß ich / Nikolaus Oberacker zu Costenz goß mich 1504“. Auch die Beatrix-Glocke in Ostrach aus dem Jahre 1511 ist eine Schwester aus derselben Gießerei. Und

wenn an stillen Sommersonntagabenden über alle Wälder her die Glocken ihre Stimmen erheben zu überirdischem Preisgesang an die Gottesmutter, da grüßt von Walbertsweiler herab eine andere Konstanzerin, die Regina-Glocke, die nächstes Jahr ihr 400jähriges Jubiläum feiern kann, ebenfalls ihre ältere Schwester im Ablachtal.

Es war eine gar schwere Zeit, in der diese geschwisterten Glocken gegossen wurden. Als sie erst elf Jahre zählte, mußte unsere Apostelglocke schon ein graufig Lied vom Sterben singen, das nicht mehr enden wollte. Als die Herbstnebel brauten über den Stoppelfeldern des Jahres 1518, da fiel ein großes Sterben in alles schwäbische Land ringsum.

Der „schwarze Tod“ ging um, hauchte die Menschen gütig an, und nach ein paar Tagen oder Stunden schon waren sie tot. Die Schrecken des Pestjahres 1349 erneuerten sich, wo in unserer Gegend ganze Dörfer ausgestorben sind, von denen heute nur noch Flurnamen traurige Kunde geben. Die angstgeschüttelten Menschen schrien zum Himmel um Einhalt der schlagenden Hand Gottes: „Hebet uf eure Hände / Daß Gott dies große Sterben wende! Hebet uf eure Arme / Daß Gott sich über uns erbarme!“

Ganze Familien starben aus, Häuser zerfielen, Dörfer verödeten. Von Schwäblishausen bei Pfullendorf sagt man, daß dort nur noch eine Person übrig geblieben sei. Drum heißt es in einem alten Verie:

„Was Zammer ist nun da / Man sieht auf allen Gassen / Die Häuser ganz verlassen / Der Vater läßt sein Kind / Das Kind den Vater stehn / Und darf nit so geschwind / Ein Mensch zum andern gehn.“

Die Totenglocke kam da nicht mehr zur Ruhe den ganzen Winter über bis ins Jahr 1519 um Pfingsten. Was Wunder, wenn die Glocke von all dem Weh und Zammer in den Sütten und Gassen zu ihren Füßen ein so schweres Herz bekommen hat, daß es ihr geblieben ist fürs ganze Leben. Und es ist schon gut, wenn wir diese grauenhaften Not- und Todesangstzeiten auch heute noch herausweinen hören aus dem Glockenklang, wir tragen unsere gegenwärtige Drangsal wieder getroster, wenn wir mit damals vergleichen.

Jugend ist allzeit stürmisch gewesen. Als unsere Glocke noch im Jünglingsalter war, hat sie auch gemeint, grad wie das heutige Jungvolk, die krumme Welt in ein paar Sturmfläusen grad machen zu können. Das Schicksal ihrer Bauern erregte damals ihren Unwillen. Die hatten auch wirklich nichts zu lachen. Vor lauter Leib-, Lebens-, Zins-, Zehent-, Grund-, Sach- und Landesherren, die alle von des Bauern saurer Arbeit leben wollten, wußte der „Arme Mann“ — wie er allgemein genannt wurde — bald nicht mehr, ob er auch noch zu den Christenmenschen zähle. Schon lange brodelte darum die Unzufriedenheit in ihren Reihen. Da und dort



Da und dort tauchten auf den Märkten fremde Gesichter auf . . .

tauchten in den Dörfern oder auf den Märkten fremde Gesichter auf und verchwanden wieder, eh' man sich dessen verah. Aber schon glomm der Aufruhrfunke unter leichter Decke.

Auch die Herrschaft der Freiherren von Zimmern droben im festen Schloß zu Meßkirch war um keinen Deut besser als andere. Davon konnte der Gögginger Pfarrer selber ein Liedlein singen.

Herr Johannes Schlen, Hochwürden, war als ein geistig sehr reger Priester von Marcus von Knöringen († 1540), dem letzten Abt der Reichenau, anno 1523 zum Pfarrer von Göggingen ernannt und vom Konstanzer Bischof Hugo von Hohenlandenberg († 1532) bestätigt worden. Damit hatte der Abt des sterbenden Klosters ein Recht ausgeübt, das ihm geblieben war als armselige Erinnerung an die einstige reichenauische Grundherrschaft in diesem Dorf zur Zeit der Hochblüte des Zisterzienserklosters im 9. Jahrhundert. Auf dieses Recht aber machte nun die jetzige Herrschaft Anspruch, und der Freiherr Gottfried Werner von Zimmern sperrte dem neuen Pfarrer den Aufzug. Um diesen gegen alle Gewalttätigkeiten zu schützen, gab ihm aber der Reichenauer Abt eine Bedeckung mit und ließ ihn durch seine eigenen Beamten in seine Pfarrei einführen. Das war eine starke Zumutung an den Hochmut des kleinen Gewalthabers zu Meßkirch. Er durfte doch keinen Geistlichen in seiner Herrschaft dulden, der ihm zuwider gesetzt worden

war. Da mußte etwas geschehen. Defentlich allerdings und rechtlich konnte er dem Pfarrer nichts anhaben. Aber jene wilde und robuste Zeit bot Wege genug, umso mehr als diese kleinen Bernegroße schon längst auf „Ritterlichkeit“ verzichtet hatten, denn „Adel sitzt im Gemüte, nicht im Geblüte“. Gottfried Werner steckte sein Anliegen hinter einen Mann von gleichem Adel wie er. Der saß in Neutra und hieß Schweilhart von Gundelfingen. Da war die Sache am Nechten.

Herr Johannes Schley war heute auswärts gewesen und ritt auf seinem Köhlein gegen Abend friedlich wieder seiner Pfarrei zu. Die hatte er nun schon über ein Jahr ruhig und ungestört versehen. Blöplich — er ist eben in dem Wald, der sich zwischen Ablach und Donau breit hinstreckt, knackt es in den Büschen, und aus den Tannen brechen vier, fünf Reiter, abenteuerlich ver mummt. Er sich's der erschrockene Herr versieht, ist er vom Pferd gerissen, eine Blendkappe ihm übers Gesicht gezogen, die Arme und Hände gefesselt, und er wie ein Sack auf's Ross gebunden. Und nun geht's mit ihm durch die Nacht, Kreuz und quer, bergan, bergab, durch Felder, durch Wälder stundenlang bis Mitternacht. Endlich wird Halt gemacht. Die Kappe wird dem Armen abgestreift, und zu Tod erschrocken sieht er sich im matten Schein der Mondichel unter einem Galgen. Schon ist einer die Leiter hinauf. Der befestigt droben den Strick, den einer der Strauchgesellen grin send dem Gefangenen um den Hals gelegt hat. Der Anführer aber tritt breit vor den Pfarrer hin, reißt sich die Hände und höhnt ihn medernd an: So, jetzt wollten sie ihn in seine Pfarrei einsetzen. Dies Wort gab dem Mißhandelten Witterung, woher der Wind wehte. Und er wußte nun, bis zu welchen Ungeheuerlichkeiten sich die Niedertracht seines zimbriischen Herrn versteigen konnte. So gab er denn diesen nächtlichen Helden das Versprechen, binnen Monatsfrist auf seine Pfarrei Verzicht zu leisten. Damit war der zimbriische Handstreich an seinem Ziel. Aber diese Kerle hätten keine Raubritter sein müssen,

wären sie damit zufrieden gewesen. Unter Büffen und Schlägen brachten sie ihr hilfloses Opfer dazu, ihnen überdies noch „freiwillig“ 100 Gulden abzulassen aus seiner Satteltasche, die sie vorher schon fürsorglich an sich genommen hatten. Nachdem er also beraubt und wieder verkappt worden war, ging's in dieser sauberen Gesellschaft wieder zurück den weiten Weg vom Habsberg beim höhenzollerischen Emerfeld, wo diese klägliche Heldentat sich abgespielt hatte, übers Rauchertal und bei Sigmaringen wieder hinein in die Wälder. Zu anbrechendem Morgen endlich ließ dann das lichtscheue Gesindel das Opfer landesherrlicher Willkür in der Nähe seiner Pfarrei aus den Fängen. Wundert man sich, daß dieser Seelsorger in den kurz darauf einsetzenden Bauernunruhen mit seinen Bauern ging, wie dies auch sein Nachbar tat, Herr Johannes Maul, der Pfarrer von Kreenheinstetten?

So läutete denn die Große an einem Februartage des Jahres 1525 Sturm, der Bauern Los zu bessern. Und sie sah die zimbriischen mit den enzbergischen Bauern in hellen Haufen hinab gen Ultingen ziehen. Dort taten sie sich zusammen mit den werdenbergischen der Sigmaringer Gegend und den truchsessischen von Oberschwaben. Sie sah dieselben allerdings auch bald wieder zurückkehren mit hängenden Köpfen, nachdem der wüste Bauernjörg, Truchseß von Waldburg, ihrer einen Teil in die Donausümpfe getrieben und zu Ulm hatte gefangen setzen lassen.

„Ulmer Schüler“ hat man die danach spöttlich genannt, diaveil sie aus Mangel an Gefängnissen dafselbst in die Schulstuben waren eingepfercht gewesen. Dieser klägliche Ausgang der Bauernsache ließ dem von Zimmern nun erst den Stamm schnellen, nachdem er sich zuvor verkrochen hatte auf die sichere Burg Wildenstein ob der Donau. Er ließ es seine Bauern durch noch größere Lasten entgelten und nahm auch der Stadt Meßkirch ihre bislang erworbenen Freiheiten. Das war ein traurig Ende.

Um jene Zeit herum oder bald nachher muß es gewesen sein, da hat die große Glocke ihren Bauern einen Streich gespielt.



Hugo v. Hohenlandenberg, Bischof von Konstanz († 1532)

An einem Morgen in der Bittwoche kamen nämlich alljährlich die nachbarlichen Menninger und Lentishofer durchs Wiesenried herab im Bittgang nach Göggingen. Von weitem grüßte sie dann feierliches Festgeläut vom Kirchturm in Göggingen, wo sie hierauf ihren Gottesdienst hielten. Da ist nun dem Gögginger Mesner und seinen Läutebuben einmal ein Ungeschied passiert.

Es hatte sich ein feiner Nebel aus der Ab- lach und den Altwässern übers Tal gebreitet

so ganz leicht am Boden hin. Die Läuter guckten durch die Schalllöcher und strengten ihre Augen an, um ja gleich einzuziehen, wenn die Menninger Prozession aus dem „Wannen“-Deich vor ins Ried einbog. Und richtig geht, aus dem Bodennebel tauchen dunkle Punkte auf, immer zwei und zwei, schön hintereinander. Der Mesner sieht's und die Buben schreien: „D' Schäfe lummet, los!“ und schon hängen sie an den Seilern zu festlichem Geläute. („Schäfen“ ist nämlich der nachbarliche Kosename, den die Menninger tragen, vermutlich deswegen, weil sie besonders lange festhielten an dem bis über die Knie hinabreichenden „Schäp“, dem übrigens fleidsamen Männerkittel der alten Bauertracht.)

Und der Mesner steht am Auslug. Und er guckt und guckt. Und die Prozession will gar nicht näher kommen. Schon zehn Minuten läuten sie, und der Bittgang rührt sich nicht vom Fleck. Und der Mesner zupft den Balzen-Baste am Ärmel und zerrt ihn an den Auslug. Der tut einen kurzen Blick das Tal hinauf. Die Nebel sind fast völlig aufgelöst. Der Baste streift mit einem mitleidigen Augenaufschlag den alten Mann, verfrachtet eine talergroße Spucke zum Schalloch hinaus,

wendet zu den Kameraden und brüllt sie an: „Dohaaa! wir läute jo Misthäufe—n—ei!“

Die Gögginger haben's zwar später nie wahr haben wollen und konnten fuchsteufelswild werden, wenn irgendwo einmal versehentlich in der Nachbarschaft das Wort „Mistläuter“ fiel. Und ich will auch nichts gesagt haben.

Sonst aber hat die Große in ihrem langen Leben mehr Leid gesehen als Freude und frohes Glück. Und mir ist ihr ernstes Tönen immer wie Sagen und Klagen einer Wissenden um die tragische Größe des Menschenlebens, das vergehen muß in bitterem Absterben, ehe daß es hineinverklärt werden kann in die selige Gottesheimat der lieben Ewigkeit.



Erzgrabmal des Grafen Gottfried Werner von Zimmern († 1554) in St. Martin zu Meßkirch.

Die ewige Herberg.

Von Fr. Wllh. Weber.

O Gottesstadt, du hehre,
Die mir mein Traum versprach,
Durch Wüsten und durch Meere
Jog ich dir sehnend nach.
Wo ragen deine Zinnen
Golden ins Morgenrot?
Wann werd' ich dich gewinnen,
Wann endet meine Not?
Ich will zur Herberg fahren.

Schon winkt mir ernst und milde
Der Wirt, schneeweiß von Haar,
Er führt im schwarzen Schilde
Drei Sterne licht und klar.
Dort unter grünen Bäumen
Hat er mein Bett gemacht;
Ich werde selig träumen,
Die Engel halten Wacht:
Ich will zur Herberg fahren.